

Biller | Wer nichts glaubt, schreibt



Maxim Biller

# Wer nichts glaubt, schreibt

Essays über Deutschland und die Literatur

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19672

2020 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,

Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany 2020

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019672-4

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

# Inhalt

Deutscher wider Willen	7
Ohne Zweifel links	28
Ichzeit	43
Der Übersetzer, seine Kinder und seine Frau	51
Antisemiten sind mir egal	57
Geschichte schreiben	69
Unschuld mit Grünspan	76
Die unfriedliche Revolution	82
Deutsche deprimierende Republik	88
Letzte Ausfahrt Uckermark	97
Goodbye, Columbus	108
Der Gott Holocaust und seine falschen Jünger	113
Sind Sie auch ein Linksrechtsdeutscher?	123
Schreiben Sie Short Storys!	133
Chaos und Schönheit	141
Die dritte Ethnie	148
Gebrauchsanweisung für den Hass	151
Die Schwierigkeiten beim Sagen der Wahrheit	156
Warum Ernst Jünger?	181
So viel Sinnlichkeit wie der Stadtplan von Kiel	204
Die Buchhändlerin der Nation	214
Wer nichts glaubt, schreibt	221
Der Fall Maxim Biller	255
Nachwort von Thomas Assheuer	
Textnachweise	262
Register	264
Zum Autor	272

»Es ist nicht so einfach.«  
Paul Celan

## Deutscher wider Willen

Ein Deutscher wollte ich nie werden. Warum? Vielleicht, weil die ersten Deutschen, die ich sah, Wehrmachtuniformen trugen. Sie sagten ständig »Scheiße« und »Hände hoch!«, preschten bei Tag und bei Nacht auf ihren Panzern durch die Ukraine und schossen immer nur auf Zivilisten. Das war, damit wir uns nicht missverstehen, im Frühling 1970, ich war damals zehn Jahre alt, ich lag mit meinem armenischen Großvater in Moskau in seinem Bett, wir aßen riesige Brote mit einer zentimeterdicken Schicht Schokoladenbutter und tranken dazu den heißen Kakao, den Großvater jedes Mal eine halbe Ewigkeit lang anrührte, damit er so märchenhaft süß und mild schmeckte, wie ich ihn heute zumindest in der Erinnerung habe. Und während ich also in der Linken den Becher hielt, in der Rechten das Butterbrot, starrte ich auf den Fernsehschirm, und der sowjetische Kriegsfilm, den Großvater und ich uns an diesem Vormittag ansahen, war spannender als jede Eishockey-Übertragung. Ich weiß noch genau, wie erleichtert ich war, dass die Schlacht zwischen der Roten Armee und den Nazis, die wegen ihrer Niedertracht so unbezwingbar schienen, schließlich doch noch mit der Niederlage der Deutschen endete, denn damit hatte ich wirklich nicht mehr gerechnet.

So waren die ersten Deutschen, die ich sah, gar keine echten Deutschen. Sie wurden von russischen Schauspielern dargestellt, und die waren möglicherweise in der einen oder anderen Szene zu gut drauf, gaben den kriegerischen Teutonen vielleicht zu holzschnittartig, zu brutal und zu zähnefletschend, zu xenophob und allzu kühl-narzisstisch. Aber so falsch lagen sie auch wieder nicht: Europa verfiel einst schließlich nicht deshalb in Agonie, weil es an allen Fronten mit zu vielen schlechten deutschen Witzen traktiert worden wäre. Mit den Zähnen zu fletschen, eisig kalt und furchteinflößend zu sein, Scheiße

zu sagen und beiläufig Menschen zu erschießen, gehört, finde ich, zu einem nazistischen Welteroberungskrieg irgendwie dazu. Die Deutschen müssen sich eben daran gewöhnen, dass das Bild, das die Welt sich von ihnen macht, niemand anders als sie selbst geschaffen haben.

Deutscher wollte ich also niemals werden, und es vergingen nach jenem Moskauer Vormittag im Frühling 1970 noch viele Jahre, bis ich wirklich begriff, warum – bis ich kapierte, dass meine Abneigung gegen Bayern, Schwaben und Niedersachsen, gegen Hessen und Mecklenburger und Hamburger nicht allein damit zusammenhängt, dass sie in Kriegsfilmern und Comicstrips, in Musicals und oft sogar selbst in der Weltliteratur regelmäßig so mies abschneiden. Meine Abneigung hat mit Dingen und Geschehnissen zu tun, die nur mittelbar und zugleich doch ganz konkret mein eigenes, mein ganz persönliches kleines, sinnloses, unwichtiges und trotzdem alles Leid und alles Glück dieser Erde enthaltendes Leben berühren. Oder, um endlich auf den Punkt zu kommen: Willkommen im Holocaust-Land!

Nehmen wir etwa meinen armenischen Großvater. Er war der einzige Goj in unserer Familie – aber auch so hatte es für ihn gereicht, um wegen der Deutschen eine Menge Scherereien zu haben. Als säbelschwingender Kavallerist kämpfte er, der Mann einer Jüdin, der Vater einer Jüdin, drei endlose Jahre lang gegen Hitlers Generäle, Offiziere und Landser, er ritt auf seinem Pferd beinahe donquichottisch anmutende Attacken gegen die nationalsozialistischen Tötungs-Androiden und war so gesehen von dem Vernichtungs- und Eroberungs- und Weltredigierungs-Wahnsinn der Deutschen genauso betroffen wie jeder Jude in der Familie. Die Juden in meiner Familie aber hatten von Haus aus eine Menge Spaß mit den Deutschen gehabt, die offensichtlich nur deshalb imstande waren, die halbe Welt in Brand zu setzen, weil ein Haufen asozialer, frustrierter Ers-



ter-Weltkriegs-Soldaten ein paar clevere, chauvinistische, saronarolahaft-mystische Ideen entwickelt hatte und dafür auch noch, im Jahr 1933 gleich zweimal, gewählt wurde.

Man muss sich das vorstellen: Bloß weil Leute wie Hitler oder Goebbels im bürgerlichen Leben ebenso wenig Halt fanden wie bei der Boheme Anerkennung, landeten Verwandte von mir nackt im Massengrab von Babi Jar. Andere, vor allem die Jüngeren, wurden mit dem Kopf gegen Wände geworfen und wie Frösche zerdrückt. Einige brannten auch, sie brannten und brannten und brannten, und dann gab es welche, die Glück hatten, sie wurden, so wie die engste Familie meines Vaters und meiner Mutter, von den Sowjets in den Ural evakuiert, und natürlich haben auch ein paar als Partisanen oder Soldaten ihr Leben gelassen, ganz ehrenhaft und ganz sinnlos beschissen. Das alles geschah also nur, weil ein paar zukurzgekommene Deutsche eines Tages begriffen hatten, dass die Deutschen insgesamt, als ein kulturell-historischer Komplex sozusagen, einen vollkommen manischen Hang zum Selbstmitleid haben – dem Selbstmitleid angeblich immer und ewig Zukurzkommender, das sich im Aufbegehren gegen den Versailler Vertrag genauso manifestieren kann wie im materialistischen Ossi-Querulamentum, ein Selbstmitleid, das hysterisch und aufgesetzt-existenziell genug ist, um sich jederzeit von Neuem in einen prächtigen, blutigen, Geschichte werdenden Amoklauf verwandeln zu können.

Es ist, um es noch präziser zu sagen, das Selbstmitleid von Leuten, die zu einem Volk gehören, das sich immer als ein Großvolk verstanden hat, als eine Großmacht, die angeblich jedoch niemals ihre vermeintlich legitimen Hegemonialansprüche in Politik, Geostrategie und Kultur ausleben durfte – also das komplette Gegenteil einer gehetzten Minderheit, wie es etwa die Armenier oder Kurden sind, oder einer zurückgesetzten Volksgruppe innerhalb eines riesigen Gebildes, wie

es beispielsweise die Tschechen oder Slowaken in der k. u. k. Monarchie waren.

Und so was prägt: Die Doktrin des Staates genauso wie das Denken jedes einzelnen Individuums, das in ihm lebt, arbeitet, gehorcht. So was prägt, es macht arrogant und stumpf, gedankenlos und dadurch immer wieder sehr, sehr böse. Der feine, großmächtige Pinkel nämlich wird von Haus aus mieser und fieser und egotistischer sein als der arme, geschundene Kerl, der froh ist, dass er einmal richtig etwas zum Essen und Anziehen bekommt. Der feine Pinkel könnte für das, was er in seiner Großmannssucht begehrt, betrügen und töten und sich dennoch unumschränkt im Recht fühlen. Der arme Kerl dagegen würde dafür sterben – und wenn er jemals gegen jemanden andern die Hand erhebt, dann zunächst nur aus Verzweiflung, nie aus Anmaßung.

Das große, miese, fiese, egotistische Friedrich-und-Bismarck-Reich hat den deutschen Zukurzgekommenen-Wahn erst richtig hochgezüchtet, die Legende von der angeblich ständig von Zerfall und Zerstörung bedrohten Mittelmacht verfestigte sich gerade in jener Zeit, und wenn heute bei einer Fußball-WM die deutsche Mannschaft gegen Marokko, Mauretanien oder Monaco zurückliegt, dann hat das deshalb auf die deutsche Nation denselben deprimierenden Effekt wie Napoleons Feldzüge oder die Niederlage in der Normandie.

Man sieht sich als Deutscher eben von vornherein im Nachteil, und das verleiht diesem Volk zum einen eine Menge wirtschaftlicher und militärischer Energie. Zugleich erwachsen daraus jene Unsicherheit und mangelnde Souveränität im Umgang mit Menschen, die irgendwie anders und dadurch zunächst nicht durchschaubar sind. Der welsche Feuilletonist, der destruktive Saujude, der schmutzige Zigeuner heißen nur deshalb so und werden diesem sprachlichen Duktus entsprechend angesehen und behandelt, weil der unsichere, selbstbe-

zogene, neidische Deutsche ständig in der Angst lebt, von diesen Leuten aufs Kreuz gelegt und um seinen eigenen Vorteil gebracht zu werden. Dieser Deutsche, der vom Leben nur das absolute Maximum erwartet, fühlt sich deshalb auch wie ein verwöhntes Kind immer und immer wieder zurückgesetzt, er kann einfach nicht verzichten, er kann nicht verlieren, er kann nicht geduldig und bescheiden sein: als Rüstungsmillionär ebenso wenig wie als Chemie-Facharbeiter, als Filmemacher oder General ebenso wenig wie als ostdeutscher Arbeitsloser, als Peymann ebenso wenig wie als Handke, als Schönhuber, als Nolte, als Hitler.

Ach ja, Hitler: Das, was er Nationalsozialismus nannte, war in Wahrheit nichts anderes als Reklame für sich selbst und somit eine astreine Karrieristen-Ideologie. Um es endlich zu etwas zu bringen, verband er ganz einfach sein Schicksal mit dem Schicksal des genauso wie er wehleidig empfindenden deutschen Volkes, er versprach – ich sage es hier prosaischer und unmystischer als er – den im Weltkrieg, in den frühen 20ern und frühen 30ern gebeutelten Deutschen Wohlstand, Besitztum und Macht. So ist die bei tiefgefrorenen FAZ-Wunderkindern und gewendeten 68er-Greisen beliebte Selbstentlastungsthese, Kommunismus sei dasselbe Böse wie Faschismus, deshalb natürlich auch falsch. Denn im Kommunismus nimmt sich der *Mensch* vor, sich die Welt, das Leben, das Schicksal, untertan zu machen – im Faschismus aber allein der deutsche Neidbürger.

Faschismus als spießiger, konsumistischer Egotrip also? Ganz genau. Faschismus war – und ist – einfach nur die modernistischere, archaischere und vor allem blutigere Form des 50er-Jahre-Wirtschaftswunders, vermischt mit dem durch die Aufklärung aufgebrachten ideengeschichtlichen Running Gag, der Mensch könne alles, was er nur will. So ist denn auch der Rechtsradikalismus von heute nichts anderes, und wenn man

sich die aktuelle Nazi-Personnage ansieht, erblickt man das gleiche Panoptikum. Es ist schon wieder diese Melange aus Arbeitslosen und Analphabeten, aus frustrierten höheren Söhnen, aus sich selbst verleugnenden Homosexuellen und aufgeregten alten Männern, und es gibt nur einen einzigen Weg, mit ihnen aufzuräumen: Statt sie in Talkshows einzuladen, statt nach jedem neuen Pogrom, das sie veranstalten, für ihre soziale Randlage Verständnis zu zeigen und immer weiter in ihrem Sinn das Grundgesetz ändern zu wollen, statt ihnen also ständig nachzugeben, muss man sie jagen, verhaften und gesellschaftlich ächten, muss man noch gnadenloser mit ihnen umspringen als in den 70er Jahren mit der RAF. Denn im Gegensatz zu echten – egal ob sozialistischen oder rein pragmatischen antidiktatorischen – Befreiungsideologien ist Faschismus verbotbar. Ihm geht jede Art von Brüder-zur-Sonne-zur-Freiheit-Eigendynamik ab, das Verbot stärkt ihn deshalb auch nicht, sondern schwächt ihn. Der Faschist-Karrierist, der merkt, dass er als Fähnleinführer nicht reüssieren kann, macht am Ende doch noch den vom Arbeitsamt finanzierten Computer-Lehrgang oder wandert, wenn er es nicht anders begreift, lebenslang ins Kittchen; und wenn irgendjemand – egal ob als wachsweicher Sozi, als tumber Christdemokrat, als naiver Grüner – mal wieder behauptet, man müsse mit den Rechten, statt sie zu stigmatisieren, zusammenarbeiten, um sie so systemimmanent und damit harmlos zu machen, dann muss er wissen, dass dieser Vorschlag genauso bourgeois-feige ist wie das Münchener Abkommen.

Die Demokratien haben schon einmal gedacht – weil ihnen alles andere zu mühsam war und zu unelegant-undemokratisch –, sie könnten mit den Rechtsradikalen verhandeln. Sie haben so lange verhandelt, bis alles anders war und dann zu spät. Aber vielleicht haben sie auch einfach nicht begriffen, was ich längst weiß: eben weil der Faschismus eine rein machiavel-

listische und an Macht und sozialem Aufstieg orientierte Karriere-Rezeptur ist, ist das Raffinierteste an ihm, dass er sich nach dem Dominanzprinzip einzelne gesellschaftliche Gruppen zur Ausschaltung und Vernichtung aussucht, so dass man immer – aus nachvollziehbarer Feigheit heraus – sagen kann, mich selbst trifft es ja nicht, ich muss bloß die schlechte Zeit überwintern. Und eines Tages ist der demokratische Staat ein SS-Staat geworden, und unsere Schnapsnasen und Hausmeister von einst laufen in Marschalls-Uniformen und Gala-Fracks herum, sie geben Befehle, erschießen Menschen und regieren die Welt. Glaubt denn irgendjemand tatsächlich, die konservativen, weltkriegserprobten deutschen Juden haben in den 30ern allen Ernstes gedacht, sie würden eines Tages über den Feldern von Polen kleine, zarte Rauchpirouetten drehen, um sich dann in nichts aufzulösen? Womit ich, natürlich, wieder im Holocaust-Land angelangt wäre.

Bloß kein Mitleid, ja keine Betroffenheits-Duselei! Ich musste keine Pirouetten drehen und war auch sonst nicht in Gefahr. Als Zehnjähriger bin ich aus Prag nach Deutschland gekommen, zwölf Jahre später tauschte ich meinen sowjetischen Reisepass gegen einen deutschen. Ich habe in diesem Land Abitur gemacht, ich habe hier Haschisch geraucht und Sex gehabt, ich habe tausendzweihundert NDR-Talkshows gesehen und seit 1970 jede *Tatort*-Folge, ich war Gladbach-Fan und Bayern-Hasser. Ich kenne jedes Lokal von Hamburg, München, Berlin und Frankfurt, das in den letzten zwanzig Jahren halbwegs Avantgarde war, ich habe an einer deutschen Universität studiert und über niemanden anderen als Thomas Mann meine Magisterarbeit geschrieben, und manchmal, wenn ich gerade obenauf bin oder besonders verzweifelt, fällt mir ein, dass ich besser Deutsch spreche als die meisten Deutschen. Kein Majdanek und kein Auschwitz haben mich also daran gehindert, in die-

sem Land immer alles mitzumachen, was man mitmachen konnte, ich habe dasselbe trostlose 70er-Hippie-Leben geführt wie alle andern, ich war in den 80ern genauso high wie meine Freunde von der Alles-ist-möglich-Fakultät, ich bin durch die 90er durchgerauscht wie durch einen schlechten Martin-Walser-Traum. Ich bin aus jedem Urlaub nach Deutschland zurückgekehrt und nicht nach Tel Aviv, Paris oder in die Lower East Side, und als ich vor ein paar Jahren eine kleine Tour durch die in Polen gelegenen deutschen KZs mitmachte, sehnte ich mich schon bald nach meinen geliebten Frankfurter Hochhäusern und Fressgassen-Cafés zurück.

Aber Deutscher wollte ich trotzdem nie werden, und mit Holocaust hatte das in Wahrheit nur indirekt etwas zu tun. Ein Satz, der alles bisher Gesagte annulliert und jeden meiner deutschen Leser postwendend erlöst? Natürlich nicht. Denn es muss, was diesen Punkt betrifft, unbedingt gesagt werden, dass es für mich eine eher abstrakte Angelegenheit ist, mit dem Holocaust im Herzen zu leben. Nie würde ich mir anmaßen, mich mit den Stigmata derer, die durch die Hölle kamen, schmücken zu wollen. Den Holocaust zu denken, ihn nicht zu vergessen, ist für mich vielmehr ein archaischer Dienst, es ist Atavismus, es ist das Gefühl, zu einem Volk zu gehören, das es so lange auf dieser Welt gibt wie kaum ein anderes und das es trotzdem immer wieder versteht, Ideen für die Zukunft zu liefern. Und manchmal denke ich deshalb auch, dass, wenn die letzten Juden sterben, auch die Menschheit aufhören wird zu existieren, und so metaphysisch sich das Ganze anhört, so metaphysisch ist es wohl. Aber wie es halt mit den letzten Dingen immer so ist: Das Sinnmachende, Sinngebende, Sinnentleerende an ihnen wird einem selbst nur in sehr wenigen, kostbaren und deshalb umso ergreifenderen Momenten bewusst. Doch in der Regel führt man ein ganz gewöhnliches tragikomisches Menschenlemmingleben, das zu neunundneunzig

Prozent aus Routine besteht und zu einem einzigen – höchstens! – aus Metaphysik.

Das Menschenlemmingleben als Emigrantenkind also und nicht als Holocaust-Überlebender: In Deutschland wurde ich als eine Art Staatsgast empfangen, ich war ein Held im Kampf gegen den Weltkommunismus gewesen, ich – der Zehnjährige – war ein Märtyrer des Prager Frühlings, die Galionsfigur einer westlich-kapitalistischen Gegenrevolution. So jedenfalls sah man es offenbar auf dem Hamburger Gymnasium, wo man mich, den Edelausländer, den Nichttürken, den Nichttamilen, in den ersten beiden Jahren, ohne dass ich ein Wort Deutsch gesprochen hätte, mit den allerbesten Noten durchschleuste. Das Mitgefühl ließ aber bald nach, es wich dem Misstrauen einem Jugendlichen gegenüber, der offenbar anders war und das auch gar nicht ändern konnte.

Aber was heißt denn hier, bitte, schon anders: Ich war laut, frech und umtrieblich, ich hörte im Unterricht nie zu und wusste trotzdem meistens die beinahe richtige Antwort. Sind Juden so? Ausländer? Marsmännchen? Ich war in keiner Clique, ich war eher der Klassenidiot als der Klassenclown, meine Freunde waren immer auch meine Feinde und nutzten jede Gelegenheit, um sich auf die Gegenseite zu schlagen. Und wenn ich dann wieder einmal zum Direktor musste, sagte der, ich trüge eine gewisse Verantwortung und solle mich schleunigst bessern, denn mein schlechtes Verhalten werfe ein falsches Licht auf all die andern. Auf welche andern? Auf die Juden? Die Marsmännchen?

Das alles sind, sosehr ich mich richtig zu erinnern bemühe, natürlich nur Projektionen von heute aus, und wenn ich schon beim Projizieren bin, dann will ich auch noch schnell meinen Klassenlehrer von damals erwähnen. Er gab bei uns Latein, Deutsch, Geschichte und Sozialkunde, er hatte immer eine stark gerötete Gesichtshaut, eine feste Stimme und weiße Al-

terskrümel in den Mundwinkeln. Er war ein waschechter Kriegsveteran, jawohl, irgendeiner hatte ihm seinerzeit den rechten Arm abgeschossen, und ab und zu holte Doktor Schöne im Unterricht den Stummel aus dem Hemd heraus, drehte dieses nackte, sinnlose Stück Knochen und Haut ein paar Mal hin und her und sagte, dies sei seine persönliche Art, die Kampfkraft der Roten Horde zu kommentieren. Das hatte natürlich Klasse und war zugleich, soweit ich mich erinnern kann, meine einzige konkrete Begegnung mit einem echten, bekennenden Kriegsdeutschen. Aber die Friedensdeutschen – und darauf will ich die ganze Zeit hinaus – reichten mir auch schon.

Natürlich hatte ich in meinem Leben das eine oder andere antisemitische Erlebnis, es gab schon mal Leute, die mir sagten, im Ofen sei ich am besten aufgehoben, oder mir erklärten, es sei bei mir absolut was dran an der typisch jüdischen Hast und Verschlagenheit. So was legte ich – je älter ich wurde – immer lässiger im Fach der Realsatire ab und beendete trotzdem mit jedem der *Sonntags-Stürmer* sofort jeglichen Kontakt. Geliebten Antisemitismus, wenn ich so sagen darf, habe ich nie wirklich als Drama, als Erdbeben empfunden, und natürlich würde ich anders reden, wenn es hier nicht um das seichte, feige westdeutsche Judenbenörgeln des alleruntersten, allerverbotensten kollektiven Nachkriegsunterbewusstseins ginge, mal als Antizionismus kaschiert, mal als Ernst-Jünger-Bewunderung oder als das schüchterne Kritisieren der angeblich so mächtigen jüdischen Lobby in Amerika. Ich würde anders reden respektive längst über alle Berge sein, hätte ich persönlich es mit Vespasian und Titus zu tun gekriegt, mit Bogdan Chmelnizkij oder den Teenagern von Rostock. Der meistens außerordentlich zurückhaltend und verschämt vorgetragene Konversations-BRD-Antisemitismus aber, der mir – seit ich erwachsen bin – ab und zu unterkam, machte mir niemals



Angst und erfüllte immer nur eine Aufgabe: Er erinnerte mich daran, dass ich offenbar anders bin, denn wenn ich nicht anders wäre, würde man mich wohl kaum der Andersartigkeit zeihen und mir vermeintlich typisch jüdische Eigenschaften anhängen.

Und sie melden sich immer wieder, die seinerzeit von mir kaum registrierten Gespenster meiner Schulzeit. Sie umflattern mich während eines Streits über Israels Politik in einer traumhaft schönen Berlin-Mitte-Bar ebenso still und allgegenwärtig wie in den Tagen der Fassbinder-Debatte, sie wehen mir aus einem hilflos-missgünstigen *Zeit*-Verriss meines ersten Erzählbandes entgegen, ich sehe sie in den Blicken derer, denen ich in Gesprächen und Diskussionen überlegen bin, und unvergesslich-literarisch ist für mich dieser One-Night-Stand-Moment, als das wildfremde Mädchen, das ich schon halb ausgezogen hatte, plötzlich zu mir sagte: »Stimmt es eigentlich, dass die galizischen Juden die schlimmsten sind?«

Warum, Adonai, bin ich anders? Weil ich nicht Deutscher sein will?

Ich, der andere, schaue in den Spiegel, aber ich sehe nur mich selbst, und so schaue ich die Deutschen an, um etwas zu begreifen, und natürlich betrachte ich nicht irgendwelche abstrakten, längst historisierten Wesen der Nazizeit, sondern Menschen von heute, Menschen, mit denen ich lebe und arbeite. Ich speichere also meinen inneren Computer mit allen Erlebnissen, Gesprächen, Erfahrungen, Beobachtungen, die ich bisher in diesem Land hatte, ich mache mir meinen Modell-Deutschen, ich leiste mir den Luxus der wahrheitsspendenden Generalisierung und – kriege das Kotzen.

Ich kotze vor allem aus einem Grund: Immer wieder stellt sich mir nämlich die angeblich so gemütvolle, die angeblich so romantische und passionsfähige deutsche Seele aus der sys-

tembildenden Produktion von Novalis, Richard Wagner und Botho Strauß als ein totes, flaches, abstraktes Gebilde dar, als ewig waberndes Ich-Ding, das – larmoyant, wehleidig eben – einen Sinn für sich selbst hat, aber nie für die Außenwelt, für die Welt der anderen Menschen. Situationen, in denen sich mir diese Art von Kaltschnäuzigkeit eröffnet, erlebe ich oft, und es ist eine Kaltschnäuzigkeit, die manchmal furchtbar intellektualisierend daherkommt, manchmal aber fast unschuldig instinktiv.

Einmal etwa, nachts, sehr spät nachts, saß ich allein in München im Tabacco, die Bedienungen wirkten längst genauso betrunken wie ihre Gäste, Leute liefen ungehindert hinaus, ohne zu zahlen, auf dem Boden lagen Scherben herum, und auf den Tischen glänzten die Barlichter in Lachen von verschüttetem Wein und Bier. Es war so eine richtig anarchische, wüste Sperrstundenstimmung, und der junge Mann, den ich kurz vorher kennengelernt hatte, sah mit seinen 1,90, mit den kurzen blonden Haaren und den ebenen, fast zu ebenen Gesichtszügen genauso aus wie ein SS-Mann. Er war natürlich keiner, er war alles andere als das, ich ordnete ihn sofort – seiner Geisteshaltung und Aussprache entsprechend – dem westdeutschen Kleinstadt-Universitäten-Posthipprietum zu, und als er von der längeren Asienreise zu sprechen begann, von der er gerade zurückgekehrt war, wusste ich sofort, dass ich recht hatte. Also gut, dachte ich, reden wir.

Dass er vor einem Jahr plötzlich beschlossen hatte, seinen armseligen Studentenbesitz zu verkaufen, um ostwärts zu ziehen, erschien mir zwar banal, aber trotzdem – zumindest um diese Uhrzeit – nicht uninteressant. Dass ihm dann, gleich in der allerersten Nacht in Bangkok, sein ganzes Geld von einer Nutte geklaut wurde, fand ich amüsant. Und unterhaltsam war auch, wie er am nächsten Morgen, als er hungrig, elend und einsam in einem Café saß, von einem älteren Deutschen angespro-

chen wurde, der seit Jahrzehnten in Thailand wohnte und ihm sofort Arbeit und einen Platz zum Wohnen anbot. Das war schon deshalb irgendwie witzig, weil dieser Deutsche ein mächtiger Unterweltler war, Herr über Hunderte von Prostituierten, über Dutzende von Puffs. Zu Besuch beim Paten von Bangkok – es gibt langweiligere, abgedroschenere Bargeschichten.

Gar nicht lustig kam mir aber der Rest dieser Geschichte vor, die mein Tabacco-Bekannter mir so unschuldig-unbeteiligt erzählte, als habe er die letzten Monate in einem Pfadfinderlager verbracht. Pfadfinderlager ist gut. Es war eher eine Art KZ gewesen, wo er sich einen langen, warmen, schwülen asiatischen Sommer lang aufhielt – aber nicht, wenn ich bei dem Bild bleiben darf, in den Baracken, nicht bei den Öfen, sondern mehr so im Offizierskasino, im schönen und geräumigen Haus des Aufsehers und natürlich auch im Lagerbordell.

Ja, ganz klar: Der Pate von Bangkok war nicht bloß ein alter Nazi gewesen, der nach dem Krieg aus Deutschland abgehauen war. Der Pate von Bangkok, das bekam mein Hippiefreund schnell mit, hatte einst höchstpersönlich in Polen, in den Lagern, die Judenverbrennung überwacht. Doch das störte den Jungen nicht. Der Alte hatte ihn sofort in sein Herz geschlossen, er gab ihm Wärme und Mädchen und Geld, er sah in ihm den Sohn, den er sich sein Leben lang gewünscht hatte, und irgendwann holte er seine alten Dokumente und Auszeichnungen heraus, er stellte den Filmprojektor auf und ließ alte Wochenschauen laufen, und er schien seine Taten von damals vor allem darum zu bereuen, weil sie in Gestalt einer ständig drohenden Strafverfolgung seine gehetzte Seele verfinsterten. Die Seele des Studenten verfinsterte aber überhaupt nichts. Als ich ihn als Kollaborateur zu beschimpfen begann, als ich sagte, er habe keine Ehre im Leib, er hätte doch sofort Simon Wiesenthal verständigen sollen, sah er mich besonders verständnislos an, er sagte, der Alte sei gut zu ihm gewesen, und mit den an-

deren Sachen habe er selbst, als 1970 Geborener, nichts zu tun, er könne das alles aus der Distanz heraus gar nicht beurteilen. Im Übrigen schein es ihm so, dass der Alte damals all diesen Unsinn getrieben habe, weil ihn, den gutmütigen Kerl, die Frauen immer nur schlecht behandelt hätten. Und dann stand er auf, mein Hippiefreund, der bestimmt grün wählt, vegetarisch isst und während des Golfkriegs gegen die Amerikaner demonstriert hat, er stand auf und ging hinaus, ohne zu zahlen, und Hunderte matter Barlichter spiegelten sich hinter ihm in Gläsern, Gesichtern und Alkohollachen, und dann gingen sie plötzlich aus, und es war Sperrstunde.

In dieser Nacht begriff ich – endlich – alles. Das heißt, zunächst dachte ich nach. Ich fragte mich, wieso der Hippie gegen seinen KZ-Gönner nichts unternommen hatte, obwohl er selbst bestimmt kein NSDAP-Anhänger war. Und ich antwortete mir, es muss wohl daran liegen, dass er aus anderen historischen Verhältnissen kommt als du selbst, dass er eine andere biografische Herkunft hat, weshalb ihm bei dem Namen Blondie ein Popstar einfällt, dir aber der Hund von Hitler.

War das schon alles? War das der einzige Unterschied? Ich dachte weiter nach, mir kamen so blöde, leere, verbrauchte Worte wie »Täter« und »Opfer«, »Täterkinder« und »Opferkinder« in den Sinn, ich dachte, es sei doch ganz logisch, dass einer wie ich ein komplett anderes, geschärfteres Verhältnis zu einem KZ-Aufseher hat als so ein naiver, harmloser Mülli-Mensch. Doch das war mir nicht Erklärung genug. Dann aber fiel mir zu seiner Rechtfertigung und zur Rechtfertigung seiner Leute ein, dass es noch nie in der Menschengeschichte eine Nation gegeben hat, die so lange, so ausdauernd, so konsequent Tränen über den Gräbern eines Volkes vergossen hat, das von ihr beinahe ausgerottet worden wäre.

Falsch. Die Deutschen haben wegen der toten Juden keine einzige Träne vergossen. Sie haben wissenschaftliche Arbeiten

über sie geschrieben, sie haben sie in Lexika und Archiven geordnet, katalogisiert und abgelegt, sie haben die Wochen der Brüderlichkeit genauso kalt und generalstabsmäßig abgewickelt wie die Hannover-Messe oder den Polenfeldzug, und jeder, der es jemals wagte, dem Nachdenken über den Holocaust das Mystifizierende, Abstrahierende und somit auch das Hermetisierende zu nehmen, jeder, der die Schoah als ein Menschendrama mit Menschen darstellte, jeder, der Gefühl einklagte bei der Betrachtung des angeblich Unbegreiflichen, der wurde als Feind der Großen Lehre von der Vergangenheitsbewältigung ausgemacht und aus dem Club dieser Hegelianer der Holocaustologie exkommuniziert. Heute noch denke ich mit Lachen und mit Würgen an den Aufstand, den diese Nichtswisser veranstalteten, als in den 70ern zum ersten Mal die US-Serie *Holocaust* im Fernsehen lief, die mehr jungen Leuten die Augen über das Dritte Reich öffnete als all die streng wissenschaftlichen Traktate und Referate der deutschen Nachkriegszeit. Zu emotional, schrien sie damals allen Ernstes, und es war natürlich als Vorwurf gemeint. Zu emotional? Was denn sonst, ihr Arschlöcher, was sonst?!

In jener Nacht im Tabacco begriff ich also im Verlauf einer vielleicht nicht allzu stringenten Assoziationskette, dass die Deutschen das genaue Gegenteil von dem sind, zu was sie seit zweihundert Jahren von den Romantikern, von den Wagnerianern, von Thomas Mann, von Sieburg und Fest, von Augstein und Kiefer und den Erfindern der Love Parade stilisiert werden: Nix Leidenschaft, nix Gemüt – sie kämpfen sich in Wahrheit ohne jede Empfindung durchs Leben, sie absolvieren das Schicksal wie eine Trainingseinheit, sie laufen wie programmierte, funktionstüchtige Zombies durch die Welt, und öffnet sich ein Programm, das sie nicht kennen, kommt das Signal »Fehlfunktion«. Darum sind sie auch absolut nicht imstande, andere wirklich zu verstehen, egal ob sie in deren Land einmar-

schieren oder es ein halbes Jahrhundert später mit *Stern*, Günther Jauch und ZDF vor einer drohenden Hungerkatastrophe retten.

Nein – so wollte, so würde ich selbst hoffentlich niemals sein, dachte ich, und dann begann ich auch noch, meine Freunde und Bekannten durchzugehen. Ich fand natürlich jede Menge Ausnahmen und noch mehr Bestätigungen für mein so niederträchtiges, so aufhellendes Herumpauschalisieren, ich war berauscht von meinen Einsichten, aber schlechtes Gewissen machten sie mir natürlich auch, und als ich schon selbst beschämt auf »Fehlfunktion« drücken wollte, hielt ich inne.

Denn eines verbindet wirklich alle Menschen in diesem Land: Es ist diese vollkommene Geschichtslosigkeit, die ihnen allen eigen ist und die sie wohl deshalb in meinen Augen so kalt, so flach, so leer macht. Keiner – aber wirklich keiner – meiner deutschen Freunde erzählt jemals etwas über seine Familie, keiner spricht darüber, wo seine Wurzeln sind, welche Tragödien, welche Komödien seine eigene Familie zur allereigsten, allerbesonderen Familie der Welt gemacht haben. Die Menschen, die mir in Restaurants und Bars und Wohnzimmern gegenüber sitzen, sind meist völlig eindimensionale Wesen, die über das Heute plappern, über Tschernobyl, David Lynch und Kinderkriegen, über Designermöbel, den Techno-Hype und das neue vietnamesische Lokal bei ihnen um die Ecke. Das Gestern aber interessiert sie offenbar nicht, sie verstehen sich nicht als Teil einer Kette, sie begreifen sich nicht als Fackelträger einer langen, auf faszinierende Weise in die Vergangenheit zurückreichenden Tradition, und wer jetzt entgegnet, dies sei auch verdammt schwer angesichts der ganzen peinlichen Nazisache, dem antworte ich, dass das vielleicht tatsächlich irgendwie richtig ist – und trotzdem kein Grund, auf eine eigene Identität zu verzichten. Denn wer keine eigene

Identität hat, wird anderen eine solche eben auch nicht zugestehen.

Geschichte ist in Deutschland immer nur Metternich, Bismarck und Hitler, es ist der Westfälische Friede, der Siebenjährige Krieg, der Prager Fenstersturz. Geschichte steht in Deutschland immer nur in den Geschichtsbüchern, sie ist aber niemals ein realer Bestandteil der Gegenwart. Menschen erzählen sich Geschichte nicht, sie kippen sie in den Orkus ihres schlechten Nachkriegsgewissens, oder, viel häufiger noch, sie wird Opfer ihrer Zivilisationsdeutschen-Oberflächlichkeit. Es ist verdammt noch mal kein Zufall, dass die wenigen deutschen Künstler, die in den letzten Jahrzehnten nachhaltig Weltruhm errangen, egal ob Böll oder Grass oder Fassbinder, insofern untypisch deutsch waren, als dass sie die Geschichte ihres Volkes in die Geschichten von kleinen, normalen Menschen aufteilten und so überhaupt erst lebendig machten.

Das magische Wort heißt also Identität, nationale Identität, und damit hat dieses Land, natürlich, eine Menge Probleme. Denn dass die Sache mit dem Nationalismus in Deutschland von Anfang an schiefging, muss man niemandem lang erzählen. Der Nationalismus, der überall anderswo zunächst eine soziale Emanzipationsbewegung gegen Adel und Kirche war, das Solidarisierungsmodell der vielen kleinen, machtlosen Menschen gegen die wenigen Überprivilegierten, wurde in Deutschland schon immer von den Herrschenden als imperiales Instrument missbraucht: Er entstand nicht als revolutionäre Aufregung, sondern als Reaktion auf die französische Besatzung. Die erste nationale Hysterie erlebten die deutschen Staaten deshalb auch ausgerechnet 1813, als es darum ging, die Franzosen zu vertreiben. Das war nicht Sozialismus, Armen- und Entrechteten-Befreiung. Es war einfach nur ein brutaler, gemeiner Zurückeroberungskrieg von ein paar Aristokraten,

die – um die Masse der Fron-Soldaten für sich zu mobilisieren – allen versprochen: Wir sind ein Team.

Wir sind ein Team – so hieß es auch 1870/71, so hieß es auf den Schlachtfeldern von Verdun und im Tausendjährigen Reich. Es war, immer und immer wieder, ein hinterhältiger Karrieristentrick, es war eine große, fiese Cheflüge, eine Lüge, auf die der kleine, wehleidige, herumkommandierte Deutsche jedes Mal von Neuem willfährig und unüberlegt reinfiel.

Kein Wunder also, dass jene, die nach Weltkrieg und Holocaust im guten, aufregenden 68er-Taumel mit ihren Mitläufer-, Schweiger- und Tätereltern abrechneten und damit einen moralischen Standard für diese Republik setzten, der genauso meinungs- und tatbildend ist wie sonst nur die bundesrepublikanische Verfassung – kein Wunder, dass die umsichtigen, die nachdenklichen, die nichtegoistischen Deutschen so allergisch auf Worte wie »Nationalismus« und »Patriotismus« reagieren. In ihrem Fahrwasser schwimmt längst fast das ganze deutsche Volk mit, ein Volk, das nichts von Pflicht und Aufopferung fürs Vaterland wissen will.

Richtig so. Und falsch. Denn man darf natürlich den Reichsparteitag nicht mit dem Bundestag verwechseln, Kohl nicht mit Hitler, die Wiedervereinigung nicht mit dem Anschluss Österreichs. Jeder, der das tut, jeder, der heute allen Ernstes Zuckungen und Krämpfe kriegt, wenn man ihm sagt, er solle gefälligst aufhören, das inzwischen so hohl und stumpfsinnig gewordene antideutsche Mantra der 68er herunterzubeten, ist in erster Linie ein Dummkopf, ein Heuchler, ein Nichtdenker, dem es in Wahrheit darum geht, in Ruhe sein selbstsüchtiges, wehleidiges Luxusdeutschen-Leben zu führen, ein Leben zwischen Stehitaliener und Ferienhaus in Südfrankreich, wie zwischen Ballermann und H & M. Gerade so einer muss aber endlich begreifen, dass ein demokratischer Staat, in dem er lebt, von ihm auf Dauer ein Kollektivbewusstsein einfordern wird,



damit er überhaupt funktionieren kann – ein Kollektivbewusstsein im Sinne eines JFK natürlich, nicht eines Goebbels oder Rosenberg, ein Kollektivbewusstsein, das sich nicht nach nationaler Herkunft oder Hautfarbe definiert, sondern allein nach dem Wohnort. So bedeutet, modern gedacht, nationales Selbstverständnis nichts anderes als Verantwortungsgefühl für die Gesellschaft, die man ernährt und von der man aber auch selbst ernährt wird, und das meine ich sozial ebenso wie politisch oder kulturell. Es ist wie beim Fußball: Wenn zu viele mit nichts oder nur sich selbst beschäftigt sind, geht die ganze Mannschaft baden.

Das Vakuum, das die so tüchtigen, so kühlen deutschen Vergangenheitsbewältigung hinterlassen hat, können wir schließen, wenn wir nur wollen. Und das müssen wir auch, und zwar sehr schnell, denn sonst werden sich tatsächlich – weil niemand ihnen Einhalt gebietet – andere hineindrängen: wirre Greise, verwirrte Kindsköpfe, Verlierer und Verlorene, die nur darauf warten, ihre persönlichen, allerprivatesten Niederlagen in einen Sieg über eine seit Jahrzehnten halbwegs anständig funktionierende Republik umzumünzen. Wenn die es schaffen, uns unser kleines liberal-demokratisches Paradies zu entreißen, dann ist tatsächlich bald wieder das Wort »deutsch« nur noch ein Synonym für rechtsradikal und anmaßend, fremdenfeindlich und imperial, und wir alle, fast alle jedenfalls, sind wieder einmal nur noch Fremde im eigenen Land.

Habe ich gerade »wir« gesagt? Ja, natürlich. Es ist nämlich verdammend kraftraubend und es macht nur selten wirklich Spaß, am Rand zu stehen und ein kommentierender, siebengescheiter Außenseiter zu sein. Dazuzugehören ist, so gesehen, auch nicht übel, eben Teil einer großen, coolen, lustigen Gang zu sein.

Wenn die Deutschen also eines Tages keine größenwahnsinnigen Wehleidigkeiten mehr kennen, wenn sie sich nicht